

*Prof. Dr. Paul D. Bartsch, Halle (Saale), im Juni 2021*

## *Spieglein, Spieglein an der Wand – wer hat die Deutungsmacht im Land?*

*Seht her, ich bin ein alter Mann,  
zu allem Unglück weiß geboren,  
und auch, wenn ich dafür nichts kann,  
hab' ich schon irgendwie verloren.*

*Ich bin heterosexuell  
Und hatte damit kein Problem,  
doch wenn ich heut davon erzähl',  
ist mir, als sollte ich mich schäm'.*

*Mein Herz schlug links die ganze Zeit,  
ich hatte meinen Marx gelesen  
und selbst gedacht, doch so befreit  
bin ich die längste Zeit gewesen,*

*denn heute wird mir diese Welt,  
in der ich mich halbwegs auskannte,  
mit neuen Regeln vollgestellt,  
wo ich schon gegen Mauern rannte:*

*Was sag ich wann? Was lieber nicht?  
Wer könnte sich beleidigt fühlen?  
Wo zeig ich besser kein Gesicht?  
So sitz' ich zwischen allen Stühlen*

*und finde es zunehmend öd',  
Sternchen und Gaps zu diskutieren,  
weil wir dabei, und das ist blöd,  
das Wesen aus dem Blick verlieren:*

*Ein jeder Mensch sollt' jeden lieben  
dürfen, wenn's der Andre mag,  
und was die alten Denker schrieben,  
ist das, was ich auch heute sag:*

*Was du nicht willst, das man dir tu,  
das füg' auch keinem andern zu,  
und des Verstandes höchstes Gut?  
Sich seiner zu bedienen voller Mut! –*

*Eigentlich ganz einfach.*

Nach diesem zugegeben sehr subjektiven Einstieg will ich meinen Impuls zunächst auf eine eher abstrakte Ebene der Vorüberlegungen heben, um ihn anschließend in verschiedene Richtungen aufzufächern.

Wenn ich in meiner Überschrift nach Deutungshoheit frage, so zielt dies auf eine wichtige Prämisse ab, die sich folgendermaßen umschreiben lässt (und das klingt zugegeben verstörend):

Kein Ding, keine Sache, kein Gegenstand, aber auch kein Verhalten oder Handeln hat eine *Bedeutung an sich*! Bedeutung entsteht erst und nur *für uns* – indem *wir* den Dingen, Sachen, Gegenständen, den Verhaltensweisen und Handlungen eine Bedeutung zuweisen oder zumessen, also *indem wir sie deuten*! Ich erinnere, ohne hier weiter darauf eingehen zu können, an die Unterscheidung, die Immanuel Kant hinsichtlich der *Dinge an sich* und der *Dinge für uns* getroffen hat.

Warum ist mir diese abstrakte Prämisse wichtig? Nun – sie offenbart, dass jegliche *Be-*Deutung *subjektiv* ist und sein muss, da sie ein kognitiv entsprechend kompetentes *Subjekt* voraussetzt, das in der Lage ist, *Objekte* (jeglicher Art) wahrzunehmen, zu erkennen, zu vergleichen und zu bewerten. Wir setzen sie, die Objekte, zueinander und uns zu ihnen ins Verhältnis. Das ist als *subjektiver* Prozess zugleich ein *individueller* Prozess, den jeder für sich selbst vollzieht – niemand kann für jemand anderen denken.

Aber – und da wird es interessant – wir nehmen die von anderen Individuen bereits getroffenen Wertungen wahr und beziehen sie – bewusst oder unbewusst – in unsere jeweilige Perspektive ein. Der Mensch ist ein soziales Wesen. Daraus entstehen Übereinstimmungen und Abgrenzungen, die sich manifestieren und im Laufe der Zeit einen gewissermaßen normativen Charakter erhalten können – aus *Bewertungen* werden *Werte*. Diese wiederum können Verbindlichkeit erlangen, etwa indem sie in Verordnungen, Regeln, Festlegungen oder Gesetze gegossen werden, oder aber sie bilden eine moralische Richtschnur, einen ethischen Leitfaden, dessen Gültigkeit man anerkennen oder ablehnen kann, an dem aber das eigene Verhalten ggf. aus einer allgemeineren soziokulturellen Perspektive gemessen werden wird. Somit stehen für mich drei Schlussfolgerungen fest, die ich versuche, an einem Bild zu erläutern – die Brille als Metapher:

*Erstens:* Wir Menschen haben die Brille, durch die wir die Welt sehen, selbst hergestellt. Auch das, was Moses auf dem Berge Sinai vom Herrgott diktiert wurde, hat er ja auf den Steintafeln eingraviert und heruntergeschleppt!

*Zweitens:* Diese Brille ist in ihrer Form, ihrer Sehstärke, ihrem Fokus von vielfältigen Faktoren abhängig, als da wären historische, politische, ökonomische, gesellschaftliche, psychosoziale und kulturelle Aspekte.

Und *drittens*: Es gibt – um im Bilde zu bleiben – keine Brille, die für alle und für alle Zeiten passt – wir schleifen im Gegenteil immer wieder neue Linsen für das auswechselbare Brillengestell, wir färben die Gläser neu ein (mal braun, mal rosarot, mal grün), und wir fokussieren mit ihr zu bestimmten Zeiten bestimmte Dinge (und blenden andere aus).

Das alles hat eine tröstliche, ja optimistische Konsequenz: Es gibt aus meiner Sicht kaum etwas im Dasein des Menschen, worauf er keinen Einfluss hätte, und nichts davon ist unveränderlich, im Gegenteil: Es liegt an uns! *Panta Rhei* – alles fließt. Insofern scheint mir der *Diskurs*, der den *Konsens* anstrebt, ihn aber nie *end-gültig* erreicht, weil er ihn bei Annäherung bereits wieder diskursiv in Frage stellt, als die eigentliche intellektuelle Daseinsform des Menschen und der Menschheit.

So – das war mein abstrakter Höhenflug, und ich danke für eure Geduld, mir dabei zu folgen...

Nun will ich durch diese Brille in mehrere Richtungen schauen, die mich seit einiger Zeit – neben anderem – doch ziemlich bewegen. Dabei setze ich bestimmte Diskurse der jüngeren Vergangenheit als bekannt voraus,

- so etwa den Streit über das Gedicht „*avenidas*“ des Schweizer Lyrikers *Eugen Gomringer* an der Fassade der Berliner *Alice Salomon Hochschule*, der im Übermalen der angeblich sexistischen Verse gipfelte; <sup>1</sup>
- die verbissen geführte Auseinandersetzung darüber, ob nur eine schwarze Übersetzerin das zur Amtseinführung von Joe Biden von der 22jährigen farbigen Lyrikerin *Amanda Gorman* vorgetragene Gedicht „*The Hill We Climbed*“ angemessen in eine andere Sprache übertragen könne oder dürfe; <sup>2</sup>
- die wüsten Angriffe auf ex-Bundestagspräsident *Wolfgang Thierse* <sup>3</sup> nach seiner überlegt und sachlich vorgetragenen Kritik an linker Identitätspolitik, die – wenn auch von Thierse kaum beabsichtigt – in der jüngsten Buchveröffentlichung „*Die Selbstgerechten*“ von *Sarah Wagenknecht* ihre Bestätigung findet, indem diese auf linke Intoleranz und Überheblichkeit aufmerksam macht, <sup>4</sup>
- oder die an deutschen Universitäten und Hochschulen zunehmende Behinderung des freien Diskurses im Namen einer vermeintlich politisch

---

<sup>1</sup> Vgl. <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/berlin-alice-salomon-hochschule-laesst-gomringer-gedicht-entfernen-a-1189437.html>.

<sup>2</sup> Vgl. <https://www.nzz.ch/feuilleton/duerfen-nur-schwarze-amanda-gorman-uebersetzen-ld.1604522>.

<sup>3</sup> <https://www.cicero.de/innenpolitik/wolfgang-thierse-portraet-spd-identitaetspolitik-shitstorm/plus>.

<sup>4</sup> <https://www.inforadio.de/programm/schema/sendungen/zwoelfzweiundzwanzig/202106/05/551072.html>.

korrekten *Cancel Culture*.<sup>5</sup> Auf diese Formen einer linken Symbol- und Identitätspolitik, die mich zutiefst verstört haben, will ich also gar nicht weiter eingehen.

Zunächst also ein paar kürzere Anstöße, die wahrscheinlich dann in der Diskussion vertieft werden können.

Da wäre zum einen das zunehmend verkrampfte Bemühen um eine geschlechtergerechte Sprache in Wort und Schrift (was ich bewusst trennen möchte). Das Thema ist nicht ganz neu, aber auch längst nicht abgeschlossen, im Gegenteil – die Positionen erscheinen mir verhärteter als je zuvor. Dominierte seit den 1980er Jahren das verständliche Bemühen, männliche und weibliche Formen bei Anreden, Berufsbezeichnungen usw. gleichberechtigt zu verwenden, indem beide genannt werden, kam in den 1990er Jahren das so genannte *Binnen-I* auf. Kritik kam von unterschiedlichen Seiten; die Gender-Beflissenen bemängelten, dass man diese Schreibweise lautsprachlich nicht hörbar machen könne und zudem wiederum nur binär gedacht werde, also Mann und Frau und nichts dazwischen. Die Gesellschaft für deutsche Sprache wiederum empfand die Schreibweise als künstlich, unnatürlich und lehnte aus sprachästhetischen Gründen ab. In den Zweitausenderjahren folgten der *Schrägstrich*, der *Slash*, gern auch mit *Bindestrich*, später das *Gender-Sternchen*, schließlich der *Gender-Gap*, der nach Meinung der *Befürworter\_innen* auch lautsprachlich hörbar gemacht werden könne durch den Glottisschlag, der wiederum als Pause alle möglichen Geschlechtszuschreibungen beinhalte (ich verweise darauf, dass Facebook seit 2014 bei der Einstellung des persönlichen Profils derer etwa 60 Varianten<sup>6</sup> vorschlägt). Der Gesetzgeber folgte der Sprachakrobatik zögernd und nur teilweise, indem das dritte Geschlecht eingeführt wurde: *m/w/d – divers*. Die seither nachweisbare Resonanz ist eher bescheiden. Mehrere aktuellere Umfragen belegen zudem, dass die Mehrheit der Bevölkerung eine künstliche Gentrifizierung der Sprache ablehnt; die Nennung männlicher und weiblicher oder aber geschlechtsneutraler Formen („Lehrkräfte“ oder „Lehrende“ oder eben *Lehrerinnen und Lehrer*) findet dagegen mehrheitlich Zustimmung. Nach wie vor wenden sich anerkannte Sprachwissenschaftler gegen eine künstliche Verformung der Sprache, die nicht abgedeckt sei durch das Argument, dass Sprache ja nicht fest gefügt und unveränderlich sei, sondern als fluides System sich durchaus wandle, auch im

---

<sup>5</sup> <https://www.ndr.de/kultur/kulturdebatte/Cancel-Culture-Was-ist-das-eigentlich.cancelculture108.html>

<sup>6</sup> <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/geschlechter-liste-alle-verschiedenen-geschlechter-und-gender-arten-bei-facebook-13135140.html>.

Kontext gesellschaftlicher Entwicklungen. Zudem lautet ein Argument, dass allein durch sprachliche Veränderungen keineswegs gesellschaftliche Verbesserungen – etwa hinsichtlich der Lage der Frau beziehungsweise der LSBTIQ+Community – erreichbar seien. Vielmehr bilde Sprache die Gesellschaft ab; die umgekehrte Wirkungsmacht (also der Sprache auf die Gesellschaft) sei um vieles geringer. Deshalb müsse Emanzipation an den gesellschaftlichen Verhältnissen ansetzen und sich nicht in sprachlicher Spiegelfechtereie aufreiben.

Ich persönlich durfte mehrfach Diskussionen mit Studierenden erleben, die absolut dogmatisch ihre jeweilige Position vertraten, keinerlei Kompromissbereitschaft zeigten und Argumenten der Gegenseite nicht zugänglich waren. Da ich gern ein bisschen gegen den Stachel löcke, habe ich mir ein T-Shirt bedrucken lassen mit dem Wort **MENSCH\*/\_IN?** Das trug ich in mehreren Vorlesungen. Ich könnte aus einigen Reaktionen zitieren, was ich uns ersparen möchte. Die Angelegenheit wurde im Studierendenrat thematisiert und vor den Dekan des Fachbereichs gebracht. Ich habe es überlebt. Welche absurden Auswüchse das opportunistische Bemühen sprachlich inzwischen angenommen hat, wurde mir jüngst in einem Interview eines Moderators des Deutschlandfunks mit einer selbsternannten Gender-Expertin deutlich – der Journalist sprach in seiner vorausseilenden Vorsicht mehrfach von *Mitgliederinnen und Mitgliedern* ihres Vereins. Das wiederum erinnerte mich an die satirische Begrüßungsformel des DDR-Liedtheaters CIRCUS LILA aus den 1980er Jahren, das seine beliebten Kinderprogramme mit „Guten Tag, liebe Kinderinnen und Kinder“ eröffnete. Da hatten Görnandt und Rönnefarth, die Protagonisten, die ersten Lacher auf ihrer Seite. Ich fürchte, heute lacht da niemand mehr...

Elke Heidenreich, die sich selbst als Mensch, nicht als Feministin bezeichnet wissen möchte, sagte dazu jüngst dem Kölner Stadt-Anzeiger etwas drastisch: „*Das ist alles ein verlogener Scheißdreck*“. Sie könne es „*auf den Tod nicht leiden, die Sprache so zu verbunzen*“, und werde „*diese Sprachverbunzung nicht mitmachen. [...] Dieses feministische Getue in der Sprache geht mir furchtbar gegen den Strich.*“<sup>7</sup>

Also – im Bezug zur Überschrift: Wer hat die Deutungsmacht im Land? Und welche Erfahrungen habt ihr diesbezüglich gemacht?

Zum Zweiten: Die politisch korrekte Bezeichnung für Menschen nichtweißer Hautfarbe. Auch das kann ich hier nur anreißen, indem ich versichere, mich in den letzten Jahren als *alter weißer Mann* mehrfach unwohl, wenn nicht gar diskriminiert

---

<sup>7</sup> <https://www.spiegel.de/kultur/elke-heidenreich-ueber-gender-sprache-das-ist-alles-ein-verlogener-scheissdreck-a-d54d38a5-bc31-4338-9816-7f8646c5fc71>.

gefühl zu haben, vornehmlich in studentischen Diskursen. Dabei möge mir niemand unterstellen, ich würde die Bedeutung der nach dem Mord an *George Floyd* entstandenen *Black-Lives-Matter*-Bewegung verkennen oder gar leugnen. Der Eifer jedoch, mit dem manche hierzulande da das Kind gleich mit dem Bade ausschütten, ist mir offen gesagt zuwider. Natürlich kann man von „*People of Colour*“ sprechen, wobei ich die Abkürzung POC sprachlich auch nicht gerade sehr schön finde. Und dann bin ich bitteschön auch ein POC, oder ist Weiß keine Farbe? Ja, ja, ich weiß – wenn wir die physikalische Farbenlehre zugrunde legen, ist Weiß tatsächlich keine Farbe; ebenso wenig übrigens wie Schwarz. Aber es geht ja hier nicht um Physik! Also – ich erinnere an meine Leidenschaft für Botschaften tragende T-Shirts – habe ich mir wiederum eins bedrucken lassen, auf dem steht: *Every Lives Matter*. Und darunter: *Aber alle oder keiner!* Und dazu stehe ich, trotz der Diskussionen, die es auch darüber gab: Ich möchte *keine Werthierarchien für Menschenleben* aufstellen oder gelten lassen in Abhängigkeit von der jeweiligen Hautfarbe und Herkunft, Punkt! Und wenn *man* oder *frau* weiß, dass „Alle oder keiner“ ein Song des leider viel zu früh verstorbenen Liedermachers *Gerhard Gundermann* ist, eröffneten sich zusätzliche Möglichkeiten der Diskussion. Die Frage ist aber: *Will man überhaupt diskutieren, Argumente abwägen, mit offenem Ausgang? Oder will man mit der Rassismus-Keule auf den vermeintlichen Gegner einschlagen? „Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden“* – Rosa L. würde im Grabe rotieren!

Bei uns in Halle tobt etwa seit einiger Zeit der Streit um des M-Wort, wie es so schön heißt, also die Mohren-Apotheke und das Gasthaus „Zum Mohr“. Obwohl Sprachhistoriker schlüssig belegen, dass hier die Mauren Pate gestanden haben und dies durchaus nicht aus diskriminierender Perspektive, fordern *Aktivisten* (auch so ein sich merkwürdig festsetzender Begriff) vehement die Umbenennung. Es gab kleinere Demonstrationen, leichte Anschläge und Leserbriefe pro und kontra in der lokalen Presse. Verändert hat sich de facto bis heute nichts.

(Was sagt ihr dazu?)

Die Unsinnigkeit der übertriebenen und vom zeithistorischen Hintergrund abgelösten N- und M-Wort-Debatte auf den satirischen Punkt gebracht hat jüngst Jens Jessen in der ZEIT-Kolumne „Schluss mit dem A-Wort“, also der Diskriminierung von Aliens und Außerirdischen. Ich gönne mir den Spaß eines kurzen Zitats: „*Können wir weiterhin über grüne Männchen spotten oder grauenerregende Bilder von reptilienhaften Aliens verbreiten? Was ist mit der Science-Fiction-Literatur und all den denunziatorischen Filmen, in denen die Welt vor extraterrestrischen Monstern gerettet werden muss? Können wir sie, dürfen wir sie überhaupt noch dermaßen leichtfertig konsumieren, mit der ganzen Überheblichkeit der menschlichen Rasse? Oder, noch strenger gefragt: Durften wir das je?*“

*War unser Bild kosmischer Lebensformen nicht immer schon, nun ja: chauvinistisch, wenn nicht rassistisch und kolonialistisch?“<sup>8</sup>*

Gesunder Menschenverstand, Augenmaß, Verhältnismäßigkeit, Angemessenheit, Kontemplation – all diese zivilisatorischen Tugenden des Menschseins (das Kantianische „*Sapere aude!*“ – Habe den Mut, dich deines Verstandes zu bedienen!) scheinen mir in derartigen Kämpfen um die Deutungshoheit keine Rolle mehr zu spielen. Das aufgeklebte Etikett wird zum Fadenkreuz, der Vorschlaghammer ersetzt das sokratische Gespräch. Manchmal habe ich den Eindruck, dem lässt sich tatsächlich am ehesten mit Ironie und Satire begegnen.

Als die Toten Hosen 1999 auf ihrem Album „Unsterblich“ den Funny-van-Dannen-Song „Auch Lesbische Schwarze Behinderte können ätzend sein“ veröffentlichten, rumorte es ganz gewaltig in der Fanszene; viele vermeintlich linke *Aktivist\_Innen* fühlten sich veralbert; manche sahen gar eine Rücknahme der Positionen von „Willkommen in Deutschland“ oder „Ein aufrechter Deutscher“ bei den Hosen.

Ich will noch auf eine weitere Begrifflichkeit verweisen, die in der Deutungsdebatte hinsichtlich der Verfasstheit unserer Gesellschaft eine immense Relevanz besitzt und dabei hinsichtlich ihrer Verwendung eine erstaunliche Herkunftsbreite aufweist: Der geradezu inflationär gebrauchte Begriff der *Diktatur*.

Er ist aus der ursprünglichen Gesellschaftstheorie mit ihren relativ fest umrissenen Kriterien geradezu sprunghaft in die Alltagskommunikation diffundiert und findet Anwendung von ganz rechts (Beispiele wären die asylantenfreundliche *Merkel-Diktatur* oder die *Corona-Diktatur*, ja selbst eine *Impf-Diktatur* wird unterstellt) bis ganz links (hier wird die Diktatur in Form der Metapher vom *Polizei- und Überwachungsstaat* oder der *Diktatur des Finanz- und Großkapitals* zur Litanei). Dabei nähern sich linke und rechte Argumentationsmuster gefährlich an, wie jüngst der französische Politikwissenschaftler *Philippe Corcuff* in seiner Gesellschaftsanalyse „*La grande confusion*“ – Die große Verwirrung – schlüssig darstellt.

In der ZEIT war jüngst zu lesen: „*Nicht nur bedient sich die Rechte der inszenatorischen Techniken der postmodernen Linken und auf Gramsci zurückgehender Praktiken eines ideologischen Hegemoniestrebens; auch absorbiert die Linke plötzlich identitäre Diskurse, bei denen Herkunft zum Argument gemacht wird.*“<sup>9</sup>

*Lechts* und *Rinks* lässt sich inzwischen sehr gut *velwechsern*, würde *Ernst Jandl* sagen.

---

<sup>8</sup> <https://epaper.zeit.de/article/64ef3349bdc08f360e563d51929b3de124514f857b266d8876e1b2bde19c3273>.

<sup>9</sup> <https://epaper.zeit.de/article/6b57d9b4fb96ab7c98d29df6d6a6d4c52f1e3f836d31df258c9bf69c45cfdeb5>.

Nun bin ich ohnehin kein Freund dieser traditionellen Verortungen, sehe aber die diffuse Durchmischung von Deutungsmustern dennoch mit Sorge. Wir Menschen – ich behaupte das mal – haben ein grundsätzliches Bedürfnis nach Klarheit und Ordnung der Dinge, die uns umgeben und unter deren Einfluss wir leben. So entsteht Sicherheit. Dass die angestrebte Klarheit der Aufklärung in der Postmoderne der verwirrenden Konfusion weicht, ist nicht nur der zweifellos komplexer werdenden *Wirklichkeit* (was immer das heißt!) geschuldet, sondern auch und vor allem dem Diskurs über sie, der immer weniger auf Erkenntnisse und Fakten setzt, sondern auf subjektive Wahrnehmung und gefühlte Wahrheiten abhebt. Zudem treten Pauschalisierungen an die Stelle notwendiger Differenzierung – erneutes Beispiel *Diktatur*: systemische Unterschiede oder graduelle Abstufungen spielen für jene, die faschistische, stalinistische und DDR-Diktatur in einen Topf werfen, ebenso wenig eine Rolle wie sachliche Argumente, um in bestimmten Ausnahmesituationen präskriptive und normative Maßnahmen auch gegen Widerstände durchzusetzen. Und wer sich als Maskenverweigerer einen Judenstern an die Brust heftet, hat auf jeden Fall was falsch verstanden.

Abschließend noch etwas ausführlicher zu einem Thema, das ich rein biografisch nun mal nicht loswerde: Die Deutung des Phänomens „*Ostdeutschland und die Ostdeutschen*“. Das Thema ist über drei Jahrzehnte hinweg ständig präsent, wenn auch nicht in stets gleicher Wahrnehmbarkeit. Aktuell hat es wieder mal Konjunktur, was einerseits der politischen Situation geschuldet ist (die soeben gelaufene Landtagswahl in meinem Bundesland Sachsen-Anhalt und die bevorstehende Bundestagswahl), andererseits gesellschaftliche Gründe hat (beispielsweise die gerade im Osten starken Anzeichen für un- bzw. antidemokratische Verhaltensweise etwa hinsichtlich der Meinungsäußerung zu den Corona-Maßnahmen – das schließt an meine Gedanken zum Thema Diktatur durchaus an). Scheinbar Öl ins ohnehin wieder aufflackernde Diskussionsfeuer goss dabei der Ostbeauftragte der Bundesregierung, Marco Wanderwitz, mit einigen Aussagen innerhalb eines Podcast-Interviews, das er Ende Mai der FAZ gegeben hat.<sup>10</sup> Ich muss das nicht ausführlich erläutern; es ging um die hohen Zustimmungswerte für die AfD im Osten, um die Frage, ob und wie man AfD-Wähler zurückgewinnen könne, und darum, dass die Neigung, eine rechtsradikale Partei zu wählen, in den neuen Bundesländern ausgeprägter sei als in den alten Bundesländern – was ja statistisch und damit faktisch leider stimmt. Der Kernsatz, an dem sich die Debatte entzündete, lautete: „*Wir haben es mit Menschen zu tun, die*

---

<sup>10</sup> <https://www.faz.net/podcasts/f-a-z-podcast-fuer-deutschland/ostbeauftragter-ueber-afd-waehler-nach-30-jahren-nicht-in-der-demokratie-angekommen-17363632.html>.



*teilweise in einer Form diktatorsozialisiert sind, dass sie auch nach 30 Jahren nicht in der Demokratie angekommen sind. Das ist traurig, aber leider wahr.*“<sup>11</sup>

Die Erregung schwappte hoch, und die bundesdeutschen Medien – von ARD und ZDF über Tagesspiegel und Süddeutscher Zeitung bis zu BILD – stürzten sich genüsslich auf das Thema. Ich habe dabei vor allem – über den MDR und die Mitteldeutsche Zeitung – die Reaktionen ostdeutscher Menschen (etwa in Interviews auf der Straße oder in Leserbriefen) verfolgt. Und – offen gesagt – ich war erschüttert. Es wimmelte von Unterstellungen und sachlichen Fehlern – so wurde Wanderwitz häufig die Kompetenz abgesprochen, sich überhaupt zum Thema zu äußern, da er ja nicht entsprechend sozialisiert sei, was natürlich *nicht* stimmt – Wanderwitz ist Sachse, in der DDR aufgewachsen und sitzt für die sächsische CDU im Bundestag. Also was braucht's noch? Frappierend war zudem (und ich könnte das sprachanalytisch und psycholinguistisch belegen), dass viele erzürnte Wortmeldungen *gegen* die Einschätzung von Wanderwitz *genau diese belegten* – in Wortwahl, in Diktion und in dem häufig sich äußernden Unvermögen, Grundregeln des Diskurses zu achten – beispielsweise das sachliche Abwägen von Argumenten, das Infragestellen der eigenen Position und das Bemühen, die Perspektive des Gegenübers einzunehmen, um ihn und seine Meinung besser zu verstehen. Stattdessen standen teils wüste Beschimpfungen im Vordergrund und das Beschwören eines diffusen ostdeutschen Gemeinschaftsgefühls, das wieder einmal durch *Die da oben* zutiefst verletzt worden sei.

Für mich wirft das die Frage auf: Wer darf denn nun die Deutung dessen vornehmen, was man mit dem natürlich nicht besonders tauglichen Begriff *des Ostdeutschen* umschreibt? Wie viele Jahre muss man unter der SED-Knute gelitten haben, wie dick sollte die über einen selbst geführte Stasi-Akte sein? Muss man den Armeedienst verweigert haben? Darf man zum Abitur zugelassen worden sein? Sind die einstmals über zwei Millionen SED-Mitglieder außen vor (gut, viele von ihnen leben inzwischen nicht mehr)? Darf sich der Handwerker äußern, der am Wochenende mit vom Volkseigentum abgezweigten Fliesen für Westgeld das Bad in der Datsche eines Fleischermeisters verschönerte? Oder eher der Bluesfreak, der im Nato-Parka mit dem Aufnäher „Schwerter zu Pflugscharen“ quer und längs durch die Republik trampelte, um dem nächsten Konzert einer als subversiv geltenden Bluesband beizuwohnen? Oder doch die Lehrerin, die gemäßregelt wurde, weil sie ihre Schülerinnen und Schüler zur ergebnisoffenen Diskussion über die ehernen Leitsätze der Einheitspartei ermunterte, und dafür in der Parteigruppe *konstruktive Selbstkritik* übte? Oder der Schüler, der als 16-Jähriger von der

---

<sup>11</sup> <https://www.mdr.de/nachrichten/deutschland/politik/wanderwitz-ostdeutsche-demokratie-rechtsextremismus-100.html>.

Erweiterten Oberschule flog, weil er nach dem Tod von Jimi Hendrix mit einem schwarzen Trauerflor am Oberarm zum Unterricht gekommen war – von seinen Nietenhosen und den Haaren, die längst auf dem Kragen aufstießen, mal ganz abgesehen?

Offen gesagt: Ich habe keine Lösung. Klar ist: es gibt nicht *den Ostdeutschen* und auch nicht *die ostdeutsche Befindlichkeit*. Aber es gibt natürlich Fakten, die nicht von der Hand zu weisen sind – und an die auch Wanderwitz bei seinen Aussagen zumindest teilweise gedacht haben dürfte.

Dazu zählt die Tatsache, dass den DDR-Bürgern mehrheitlich bestimmte Erfahrungen und Verhaltensweisen eigen waren, an die sie nicht gern erinnert werden. Da sind beispielsweise die äußerlichen und inneren Grenzerfahrungen, das Erleben von Mangel und Misstrauen, das zweckgebundene Changieren zwischen Opposition und Opportunismus oder die Erschließung individualistischer Nischen und Rückzugsmöglichkeiten, in denen dann eine merkwürdige und im Nachhinein oft verklärte *Eine-Hand-wäscht-die-andere-Solidarität* erblühte.

Dazu zählt aber auch die Erfahrung, dass Wahlen keine Wahlen sind und zudem nichts ändern. Wahlen waren in der DDR vielmehr die vorhersehbare Bestätigung des immer Gleichen – mit mehr als 99prozentiger Zustimmung zu den Wahlvorschlägen der Nationalen Front (wir lassen die Volkskammerwahl im Frühjahr 1989 mal außen vor)! Diese Erfahrung hat sich offensichtlich bei Vielen zur Haltung manifestiert: *Wenn ich was ändern will, gehe ich nicht wählen* (das war die Grundhaltung bis in die 2000er Jahre hinein) bzw. *wenn ich was ändern will, muss ich Protest wählen!* Und: Diese Haltung scheint sich in die soziale Genetik des Ostens eingeschrieben zu haben! Wir mussten es in Sachsen-Anhalt soeben wieder erleben, dass jeder fünfte Wähler seine Stimme einer „Alternative für Deutschland“ gegeben hat, die sich tatsächlich als Alternative zur freiheitlichen Demokratie versteht. „Diktatursozialisiert“ hat es Wanderwitz genannt. Und er hat in meinen Augen recht, zumal es nicht nur auf jene zutrifft, die tatsächlich eine bewusste DDR-Sozialisation erfahren haben, sondern auch auf Nachgeborene, die aufgewachsen sind und erzogen wurden in einer entsprechenden familialen Atmosphäre, die bis heute oft geprägt ist vom Erfahrungsschatz des cleveren Überlebens in der Diktatur *plus* Misstrauen gegenüber denen da oben („Wo sind denn die blühenden Landschaften, die Herr Kohl uns versprochen hat?“) *plus* undifferenzierte Kritik an der Treuhand *plus* vielfältige Benachteiligungserfahrungen der vergangenen drei Jahrzehnte *plus* Infragestellung oder Aberkennung jeglicher persönlicher Lebensleistung. Das macht auch aus Jüngeren nicht unbedingt glühende Demokraten! Und die Wahlforscher und Soziologen konnten schnell nachweisen, dass die stärkste Zustimmung zur AfD aus der Gruppe der 30- bis 45jährigen

Männer erfolgt ist, was für mich keineswegs im Gegensatz zu den Aussagen von Wanderwitz steht.

Sicher gehört *Selbstreflexion* zu jenen Verfahren, die uns psychische Leiden zufügen können, für die man noch nicht mal jemanden verantwortlich machen kann, denn Selbstreflexion übt man selbst aus. Also scheuen wir lieber den Schmerz und suchen die Verantwortung anderswo.

Der bekannteste DDR-Psychotherapeut *Hans-Joachim Maaz* hat bereits kurz nach der deutschen Einheit mit seinem vieldiskutierten und oft geschmähten Bestseller „Der Gefühlsstau – Ein Psychogramm der DDR“ auf derartige Mechanismen und ihre möglichen Langzeitwirkungen hingewiesen. Maaz verweise, wie der SPIEGEL (Nr. 1/1991) seinerzeit formulierte, „*auf autoritäre Charakterstrukturen in der Bevölkerung, die das Regime stabilisierten*“ – das sieht Wanderwitz dreißig Jahre später genauso. Und die „psychische Revolution“, die Maaz nach dem (nun ja?!) Erfolg der friedlichen Revolution für dringend geboten hielt, „*damit nicht eines Tages der ‚soziale Druckkessel‘ explodiert*“, wie der SPIEGEL weiter schrieb, die ist ganz offensichtlich ausgeblieben, und nun haben wir den Salat.

Maaz beanspruchte mit seinen Thesen keineswegs die alleinige *Deutungshoheit*, aber er bot eine Deutung an, die ebenso fundiert und von vielfältigen persönlichen Erfahrungen des Psychotherapeuten gespeist wie unbequem für die ostdeutschen Leserinnen und Leser war, denen ein Spiegel vorgehalten wurde, in dem man sich mehr oder weniger *erkennen musste*, sofern man zur oben erwähnten Selbstreflexion überhaupt fähig war.

Ich habe – wenn ich das einflechten darf – sehr viele Lieder darüber geschrieben, die mir teilweise wehtun, wenn ich sie singe:

*„Und bei alledem, was ich tue, kann ich doch nicht sicher sein, /  
dass das, was ich erreiche, wirklich das ist, was ich wollte. /  
So stoße ich mich jeden Morgen wieder an dem Stein, /  
der grad aus allen Wolken fiel und den das Schicksal vor die Tür mir rollte.“<sup>12</sup>*

So wird *Deutung* für mich – anknüpfend an meinen Einstieg – zu einem nicht abzuschließenden, kreativen, von Irrtümern nicht freien, aber letztlich emanzipatorischen Prozess.

Was könnte das Fazit sein? Nun, ich denke, dass es (ausgehend von der dreistufigen *Hierarchie des Verstehens*: ich verstehe dich, aber... | ich habe Verständnis für dich | ich bin einverstanden mit dir) grundsätzlich drei Möglichkeiten des Umgangs mit (vorgegebenen) Deutungsmustern gibt: Die

---

<sup>12</sup> Zitat aus „Odyssee“, CD „Lieder vom Kommen und Gehen“, ZOUNDR, München, 2021.

*Ablehnung*, die *Toleranz* und die *Akzeptanz*. Was davon überwiegt, hängt weniger von sachlicher Argumentation ab als vielmehr von der als wirksam wahrgenommenen Teilhabe am zuvor abgelaufenen Deutungsprozess, am Diskurs also! Und so will ich schließen mit einem Antwortversuch auf die rhetorische Frage, ob und wie es denn besser laufen könnte hinsichtlich der *Deutung* dessen, was uns gemeinsam als Gesellschaft *bedeutend* erscheint – also letztlich wohl auf die Frage, ob und wie es uns gelingen könnte, dass wir uns auf Werte verständigen, die bei aller notwendigen Dynamik unseres Lebens so etwas wie einen *konservativen Konsens* als allgemeine Bezugsgröße darstellen. Wobei mir bewusst ist, dass schon der Begriff „konservativ“ durch die ihm in den vergangenen Jahrzehnten zugewiesenen pejorativen Be-Deutungen ein Problem darstellen könnte.

Nun, mir ist zumindest ein Beispiel bekannt, dem ich Aussicht auf Erfolg bescheinigen würde, auch wenn Verlauf und Ergebnis keineswegs unumstritten und als optimal einzuschätzen sind. Aber es ist ein Versuch: Vor nunmehr fünf Jahren hat der damalige Kulturminister Dänemarks, Bertel Haarder, eine Volksdebatte angestoßen über die Werte, die Dänemark ausmachen. Damit sollte allen Bürgerinnen und Bürgern die Möglichkeit gegeben werden, auf demokratische Weise am gesellschaftlichen Deutungsprozess teilzuhaben.

Über das Ergebnis lässt sich trefflich streiten, aber das ist ja auch schon was! Immerhin wurde, wie meine dänischen Freunde bestätigen, viel darüber diskutiert, privat und öffentlich.

Auf vornehmlich digitalem Wege trugen die Dänen insgesamt 2425 Einzelschlüsse zusammen, aus denen ein sechsköpfiges Expertengremium (dem man wohl diese Deutungshoheit zutraute) zwanzig Werte aussuchte, über die dann online abgestimmt werden konnte, woran sich mehr als 66tausend Dänen<sup>13</sup> tatsächlich beteiligten. Herausgekommen ist der „Danmarkskanon“<sup>14</sup> mit den zehn zentralen Werten, die sich im Ergebnis dieses Deutungsprozesses durchgesetzt haben und die seither sowohl in der Schule diskutiert als auch beispielsweise bei der Integration von Migranten zugrunde gelegt werden.

Um diese „dänischen“ Werte im Einzelnen soll es hier gar nicht gehen; mir war wichtig, am Schluss meines Impulses zumindest einen Weg aufzuzeigen, wie Gesellschaften durch einen offenen Diskurs zu einer lebendigen, demokratischen und pluralistischen Deutungshoheit gelangen könnten.

Wie schön, wenn dies auch uns gelänge!

---

<sup>13</sup> Das entspräche im prozentualen Verhältnis zur Bevölkerungszahl Deutschlands hierzulande der Beteiligung einer knappen Million Bürgerinnen und Bürger!

<sup>14</sup> Vgl. <https://www.danmarkskanon.dk/>.